



Jennie
Fields

Die

Unteilbarkeit
der Liebe

Roman

»Atemberaubend!« - Delia Owens

ZUM BUCH

Chicago 1950: Die mutige und hochtalentiertere Wissenschaftlerin Rosalind ist eine der wenigen Frauen, die im Zweiten Weltkrieg am Bau der Atombombe beteiligt waren. Doch die unvorstellbaren Auswirkungen ihrer Arbeit brachen ihr damals das Herz – ebenso wie die Trennung von ihrer großen Liebe, ihrem Kollegen Thomas. Jahre später hat sie sich ein neues Leben aufgebaut, aber da steht Thomas plötzlich wieder vor ihrer Tür. Warum? Was will er? Gleichzeitig kommt das FBI auf Rosalind zu: Der attraktive Agent Charlie verlangt, dass sie ihm geheime Informationen über Thomas besorgt. Denn das FBI hält Thomas für einen Spion. Rosalind muss sich ein für alle Mal entscheiden, auf wessen Seite sie steht. Sie liebt Thomas noch immer, doch auch zu Charlie fühlt sie sich hingezogen ...

Fesselnd und hochemotional erzählt Jennie Fields von einer unvergesslichen Heldin, die ihrer Zeit weit voraus ist – und die sich entscheiden muss zwischen ihrem Herzen und ihrem Gewissen.

ZUR AUTORIN

Jennie Fields stammt aus Chicago. Das Schweigen zweier Frauen aus ihrer Familie hat sie zu diesem Roman inspiriert: Ihre Mutter arbeitete nach dem Zweiten Weltkrieg in der Krebsforschung, doch als sie heiratete, gab sie ihre Karriere in der Wissenschaft auf – wie es zur damaligen Zeit für Frauen üblich war. Sie hat ihre Arbeit immer vermisst.

Die Cousine ihrer Mutter war in einem geheimen Labor an der Universität von Chicago tätig. Doch welchen Aufgaben sie dort genau nachging, darüber hat sie nie auch nur ein einziges Wort verloren. Die Familie erfuhr erst viel später, dass sie am Bau der Atombombe beteiligt gewesen war – ihren Geheimhaltungsschwur brach sie erst lange nach Hiroshima.

»Eine elektrisierende Liebesgeschichte, die jene gefährliche Energie freilegt, die jeder echten Verbindung zwischen zwei Menschen innewohnt. Atemberaubend!« *Delia Owens, Autorin von »Der Gesang der Flusskrebse«*

»Fans großer Liebesgeschichten werden die glühende Anziehung zwischen Rosalind und Charlie nicht wieder vergessen.« *Publishers Weekly*

»Leidenschaft, Betrug und dunkle Geheimnisse – und eine mutige Protagonistin, die ihrer Zeit weit voraus ist.« *Booklist*

www.penguin-verlag.de

**Jennie
Fields**

**Die
Unteilbarkeit
der Liebe**

Roman

**Aus dem Amerikanischen
von Veronika Dünninger**



Die Originalausgabe erschien 2020
unter dem Titel *Atomic Love*
bei G.P. Putnam's Sons, New York.

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Copyright © der Originalausgabe Jennie Fields 2020

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2022

Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

This edition is published by arrangement with G.P. Putnam's Sons,
an imprint of Penguin Publishing Group,
a division of Penguin Random House LLC.

Redaktion: Susann Rehlein

Umschlaggestaltung: Favoritbüro

Umschlagabbildung: © CSA-Printstock/Getty Images

Satz: Satzbau Leingärtner, Nabburg

ISBN 978-3-641-26349-2

V002

www.penguin-verlag.de

*Für meine geliebte Tante Rosalind,
die in der Schönheit, Erhabenheit und Macht
von Worten schwelgte*

Chicago, 1950

Die heiße Berührung der Großstadt noch auf ihrer Haut, löst Rosalind ihre Strumpfbänder und wirft die Strümpfe mit einer Handvoll Waschsoda in das Waschbecken im Badezimmer. Eine Angewohnheit aus den Kriegsjahren. Sie ist von 1942 bis 1944 mit zwei strapazierfähigen Paaren ausgekommen, weil sie sie wie seltene Orchideen behandelte. Guter Gott, sie kannte Mädchen, die sich Linien auf die Waden malen mussten, nachdem sie ihre letzten Strümpfe zerrissen hatten und sich keine neuen leisten konnten. Linien, die spätestens um zwei Uhr nachmittags so verschmiert waren wie Lippenstift nach einem verzweifelten Kuss.

Das Gefühl des Krieges, der Rationierungen, des Entsetzens, jeden Morgen die Zeitung aufzuschlagen und stets das Schlimmste zu sehen, konnte man auch nach Jahren nicht abschütteln. Rosalind würde den brennenden Schmerz in ihrer Kehle nie vergessen, mit dem sie zusah, wie ihr Nachbar den blauen Stern auf der Familienflagge im Fenster schluchzend gegen einen goldenen austauschte, zum Zeichen, dass sein Sohn gefallen war. In ihrer Familie gab es keine Söhne, aber sie und Louisa leisteten dennoch ihren Beitrag. Louisa polierte eine Zeit lang Torpedos in einem Rüstungsbetrieb. Und was Rosalind tat, beendete, könnte man sagen, den Krieg insgesamt. Aber sie weiß, dass es sie verfolgen wird bis zu dem Tag, an dem sie stirbt.

Heutzutage steht sie bei Field's hinter dem Tresen für alten Schmuck. In die kunstvoll gearbeiteten Gegenstände in ihrer Auslage sind Lebensgeschichten verwoben: Hinter dem ovalen Glas auf der Rückseite einer viktorianischen Brosche befindet sich geflochtenes

silbergraues Haar von irgendjemandes Mutter. Dann ist da ein Ring, auf dem eine Reihe von Edelsteinen glitzert – ein Rubin, ein Smaragd, ein Granat, ein Amethyst, noch ein Rubin und ein Diamant. Ein Verbundenheitsring. Männer in Georgia schenken diese Ringe Frauen, die sie liebten, aber nicht heiraten konnten. Rosalind fragt sich unwillkürlich, was für eine Frau den Beweis einer Liebe tragen würde, die ihr nie wirklich gehörte.

Rosalind ist Wissenschaftlerin. Nach dem Krieg nahmen die zurückkehrenden GIs die wichtigen Arbeitsstellen den Frauen wieder ab. *Ihr könnt jetzt gehen. Wir sind zurück.* Wahrscheinlich hätte sie ihre Stelle ohnehin verloren, selbst wenn die Sache mit Weaver nicht schiefgegangen wäre. Aber das heißt nicht, dass sie das Labor nicht vermisst.

Auf dem Heimweg heute Abend, als sie erschöpft und traurig aus dem Field's trat, kam sie an einem ungewöhnlich großen Mann vorbei, der am *Sommerfreuden!*-Schaufenster des Kaufhauses lehnte. Er starrte sie unverhohlen an, aus bemerkenswert blauen Augen. An der Wabash Avenue erhaschte sie wieder einen Blick auf ihn. Als sie die Erie Street überquerte, war er da, seinen Filzhut tief in die Stirn gezogen, in Eile, um die Ampel noch zu schaffen. Breitschultrig, muskulös, mit entschlossenem Schritt. Das war der Moment, als Rosalind bemerkte, dass er sich das linke Handgelenk an die Rippen presste – wie eine Frau, die eine Handtasche an sich drückt, damit sie ihr nicht gestohlen wird. Eine Kriegsverletzung vielleicht? Er musste ihr bis zum Lake Shore Drive gefolgt sein, denn als sie zu ihrem Hauseingang abbog, sah sie blaue Augen, die sie von der anderen Straßenseite aus beobachteten.

Frank, der Portier, ließ sie herein. »Miss Porter. Schönste Zeit des Jahres, nicht wahr?«

Vielleicht hatte der Kerl einfach dieselbe Richtung gehabt, alles bloß ein Zufall. Den ganzen Krieg über hatten Männer mit ihr geflirtet – bis sie herausfanden, was sie arbeitete. Ihre Intelligenz machte ihre

Anziehungskraft jedes Mal zunichte. Jetzt, wo sie dreißig Jahre alt und noch immer unverheiratet ist, haben die Leute angefangen, sie »attraktiv« zu nennen. Sie hasst diesen verdammten Ausdruck. Es würde ihr Selbstwertgefühl steigern, wenn mal wieder ein Fremder sich von ihr angezogen fühlen würde. Ihre größte Befürchtung ist, dass sie *so eine* Frau werden wird – eine, die allein lebt, die niemand beachtet, wenn sie die Straße hinuntergeht. Eine Frau, die unsichtbar geworden ist, uninteressant. *Die arme Miss Porter. Sie hatte nicht viel vom Leben.*

Sie reißt die Fenster im Wohnzimmer auf, um die Seebrise hereinzulassen. Wohin sie ihrer Arbeit wegen (und Weavers wegen) auch gegangen ist – Tennessee, Washington, die Wüsten von New Mexico –, stets hat sie sich danach gesehnt, zu diesem glitzernden Seeufer, seinen Segelbooten und hoch aufragenden Gebäuden zurückzukehren.

Sie schält sich aus ihrer Bluse, streift ihren Büstenhalter ab und lässt ihre schwitzende Haut von der Brise kühlen. Hier oben im neunzehnten Stock, dem Wasser zugewandt, kann niemand sie sehen. Sie tut es an jedem heißen Abend: ein Ritual, das es ihr gestattet, für einen Moment den kühlen Hauch des Sees an sich heranzulassen. Ihre Brustwarzen verhärten sich in der Zugluft. Ihre Haare bauschen sich. Früher einmal war sie eine sinnliche Frau, eine Frau auf der Suche nach Genuss. Das war allerdings ihr Geheimnis. Und das Verlangen nach Genuss hat nicht nachgelassen, lediglich die Möglichkeiten, es zu befriedigen, sind seltener. Zwischen ihren nackten Brüsten baumelt die Halskette, die Weaver ihr vor langer Zeit geschenkt hat, mit einem winzigen Kästchen aus Gold und Platin daran. Rosalind hat sich von allem getrennt, was mit Weaver zusammenhing, nur nicht von der Kette, einem antiken Stück, das er ihr aus England mitgebracht hat. Das Miniaturkästchen hat einen Deckel, den man öffnen kann. Ein brüchiges Stück Pergamentpapier ist darin verborgen, das Wort

Geduld in verblasster brauner Tinte darauf geschrieben. Sie sollte sich auch von der Halskette trennen. Sie sollte Weaver für immer vergessen. Dieses Schmuckstück zu tragen ist kaum besser, als wenn eine Frau einen Verbundenheitsring in Ehren hält. Aber was sie tun *sollte* und was sie zu tun imstande ist, das sind oft zwei Seiten einer unlösbaren Gleichung.

Nachdem sie ihre Stelle verloren hat, kann sie jetzt kaum noch das Geld für die Wohnung am Lake Shore Drive aufbringen, die sie mit solch hochfliegenden Träumen angemietet hatte. Sie war in die höchsten Kreise der Wissenschaft vorgedrungen. Der Nobelpreisträger Enrico Fermi war ihr Mentor gewesen, hatte an sie geglaubt, auf sie gezählt. Eine Zeit lang durfte seine Meisterschülerin in den warmen Gewässern der Elemententdeckung schwimmen, während sie gleichzeitig mehr Geld verdiente, als die meisten Frauen sich erhoffen konnten. Die atemberaubende Aussicht der Wohnung, die elegante Küche mit dem modernen Herd, der Portier und der hauseigene Minimarkt, all das ruft ihr in Erinnerung, dass sie früher einmal kein gewöhnliches Mädchen war. Jetzt fühlt sie sich weniger als gewöhnlich. Aber zumindest kann es bei ihrem jetzigen Job nicht passieren, dass sie über hundertfünfzigtausend Menschen tötet.

Mitten beim Abendessen klingelt das Telefon. Nachdem sie sich die Mühe gemacht hat, ein Schweinekotelett zu braten, so dünn und traurig es auch ist, wird sie jetzt nicht an das verdammte Telefon gehen. Später, nachdem sie das Geschirr gespült und ein Bad genommen hat, klingelt das Telefon wieder. Sie weiß, wer es ist. Louisa ruft nie nach neun an. Ihre Freundinnen sind zu erschöpft von ihren Kindern, um sich zu dieser Zeit zu melden. Ihr bester Freund, Zeke, ist verreist. Sie spürt, wie sich ihr Kiefer anspannt. Sie könnte beschließen, nicht ranzugehen. Aber die Wissenschaftlerin in ihr erträgt keine unbeantworteten Fragen oder Telefonanrufe.

»Hallo?«

»Rosalind.«

Sie atmet den Schlag in die Magengrube weg, den ihr die wohlklingende Stimme mit dem klaren britischen Akzent verpasst. Er hat diese Woche schon dreimal angerufen.

»Roz. Bist du da?«

»Was willst du?«, fragt sie.

»Dich.« Ihr wird flau im Magen. Er ist alles, was sie verabscheut. Und alles, wonach sie sich verzehrt.

»Weaver, lass mich in Ruhe. Ich mein's ernst.«

»Hör zu. Du musst mich anhören.«

Er hat kürzlich erst wieder angefangen anzurufen. Nach vier Jahren Schweigen. Nachdem er ihr die Jahre gestohlen hat, in denen sie vielleicht einen Ehemann hätte finden können. Nachdem er sie ihrer Karriere beraubt hat.

Sie hört, wie er tief Luft holt. »Roz, wir standen uns einmal so nahe, wie sich zwei Menschen nur stehen können. Es ging mir besser mit dir. Und ich weiß, dass es dir besser mit mir ging. Bitte sag mir, dass du mich treffen wirst.«

»Nein.«

»Nur ein einziges Mal. Damit ich erklären kann ...«

»Was könntest du denn schon erklären?«

»Was passiert ist.«

»Das spielt keine Rolle mehr.« Aber natürlich spielt es eine Rolle. »Du hast mir gesagt, dass ich mich nie wieder bei dir melden soll. Ich bin davon ausgegangen, dass das dein Ernst war.«

»Nein. Nein! Ich werde dir alles erklären. Lass mich dir meine Nummer sagen. Bitte notiere dir die neue Nummer. Hast du einen Stift da?«

Hat sie nicht, und sie hat auch nicht die Absicht, einen zu holen.

»Hyde Park 3-5806. Hast du's? Hyde Park 3-5806.« Er spricht drängend, hypnotisch. »Ich sage es noch ein drittes Mal. Ich weiß, wie dein Gedächtnis funktioniert. Hyde Park 3-5806. Ruf mich an.«

Später, als sie im Bett liegt, läuft die Rufnummer in ihrem Gehirn in Endlosschleife – ein nervtötender Ohrwurm.

Die Männer im Labor nannten einander beim Nachnamen. Daher gewöhnte sie sich an, ihn Weaver zu nennen. Augen, die ständig ihre Farbe änderten, volle braune Haare, ein Grübchenkinn à la Cary Grant. Er war das Sinnbild eines gut aussehenden Mannes. Dass er es wusste, störte sie am meisten an ihm. Seine Überheblichkeit. Seine Selbstgewissheit. Ihr war von Anfang an bewusst, dass der Mann zum Flirten aufgelegt war, und das nicht nur ihr gegenüber. Sein klangvoller Akzent hätte jedes Mädchen entzückt. Weaver war von Cambridge abgeworben worden, um dem Manhattan-Projekt in New York beizutreten. Fermi hatte ihn schließlich, ein Jahr nachdem Rosalind im Labor angefangen hatte, nach Chicago geholt.

Als sie Weaver damals fragte, ob er die Stadt mochte, antwortete er: »Wo ich bin, spielt keine Rolle, solange ich an etwas Wichtigem arbeite.« Sie wollte, dass er Chicago wertschätzte, die Architektur und das Seeufer zur Kenntnis nahm. Sie sagte ihm, es sei die ultimative amerikanische Stadt. Das Herz des Landes. Tatsächlich wusste Weaver gutes Essen und Kunst zu schätzen. »Ihr habt hier verdammt tolle Steaks. Das muss ich euch lassen.« Aber er war ein Mann, der in den Hügeln und Tälern seiner Gleichungen und Theorien lebte und sich die ganze Zeit beweisen musste.

Die Wissenschaft gab ihnen immer Gesprächsstoff. Sie und Weaver liebten es, über Neutronenquellen zu diskutieren. Hatte Fermi sich zu früh vom Berylliumpulver abgewandt? Sie fand, ja. Er nicht. Und was war mit diesem geheimen neuen Element, Plutonium, hergestellt durch den Beschuss mit Uran-238?

»Darin liegt unsere Zukunft«, sagte sie.

»Es ist zu schwer herzustellen.«

»Das ist, was wir auf der Hanford-Anlage erschaffen werden. Da wette ich mit dir um tausend Dollar.«

»Mir wäre lieber, es wären tausend gemeinsame Dinner.« Er streckte die Hand aus, um den Deal zu besiegeln, und führte dann ihre Hand an seine Lippen. Heute schuldet er ihr noch immer die Dinner mehrerer Jahre.

Rosalind hatte damals ihre eigene Vision von dem Projekt. Sie wusste, dass die Spaltung eines einzigen Uranatoms mehr als drei Millionen Mal so viel Energie freisetzen konnte wie fossiler Brennstoff. Nutzbar gemacht und entsprechend gelenkt, konnte diese saubere, unendlich verfügbare Energie konstruktiv eingesetzt werden, um Städte zu beheizen und Maschinen zu betreiben. Aber als sie zu Weaver davon sprach, grinste er nur.

»Meine Liebe, die Nazis arbeiten an einer Atomwaffe. In genau diesem Augenblick, in ihren kleinen Verstecken, während sie ihre Schnurrbärte zwirbeln. Niemand denkt im Moment an irgendetwas anderes als den Krieg. Uns geht es ausschließlich um die Verteidigung.«

Sie war verärgert, aber nicht überrascht. Sie sah ja die Männer um sich herum, war verwirrt davon, wie sehr sie den Krieg genossen, ihn belebend zu finden schienen. Wettpinkeln, sich beweisen, andere besiegen war ihr Ding. Das Wissen, wie man sich das Atom zunutze machte: Konnte das in den Händen von Männern je sicher sein?

2

In einem Restaurant wie dem Berghoff, gesteckt voll mit Familien, Paaren und Sechsergrüppchen, fällt ein einsamer Essensgast zwangsläufig auf, vor allem einer, der so groß ist wie Szydlo. Was der Grund ist, weshalb er um einen Platz an der linken Wand gebeten hat: weit genug entfernt von Rosalind Porters Tisch für vier Personen, nah genug, um sie zu beobachten. Als Rosalind sich zu ihrer Nichte vorbeugt, funkeln ihre goldenen Ohringe vor ihrem ebenholzfarbenen Haar.

Szydlo beschattet sie jetzt seit zwei Wochen, könnte sie mit geschlossenen Augen zeichnen: das glänzende schwarze Haar kaum gebändigt von Schildpattkämmen, milchweiße Haut, kluge Augen, gewölbte Augenbrauen. Sie könnte Hedy Lamarrs Schwester sein. Einmal ging er auf der Straße dicht an ihr vorüber, nur um ihr nahe zu sein, nicht wie sonst vierzig Schritte hinter ihr. Und was er wahrnahm, war kein Parfüm. Stattdessen war es der Duft von warmem Honig. Er denkt daran, wenn er nachts wach liegt: denkt an dieses reine, runde Aroma von ihr. Und es erregt ihn gegen seinen Willen.

Während er beobachtet, wie Miss Porter mit ihrem Schwager spricht und kopfschüttelnd ihre Schwester betrachtet, wird ihm bewusst, dass er sie bis jetzt immer nur als einsame Gestalt gesehen hat. Daher fasziniert es ihn festzustellen, dass ihr Blick oft auf eine Art zur Seite huscht oder auf ihre Hände fällt, die besagt, dass sie selbst unter Familienangehörigen das Gefühl hat, nicht dazuzugehören.

Das ist, was er über Rosalind Porter gelernt hat: Sie kauft im Discounter ein, und sie wählt einfache, billige Dinge aus, als ob sie aufs Geld achten muss – angeschlagenes Obst und Fleisch aus dem

Sonderangebot. Ihr Blick ist stets abwesend, als ob sie mit Fakten und Zahlen beschäftigt wäre. Er hat beobachtet, wie sie einen Bankangestellten auf einen Irrtum bei der Kontoführung hingewiesen hat. Der Filialleiter kam, um sich zu entschuldigen, daher musste sie recht gehabt haben.

Sie ist organisiert, verlässt ihre Wohnung jeden Tag zur gleichen Zeit und kommt zur gleichen Zeit nach Hause. Sie trifft ihre in den Vororten lebenden Freundinnen nur selten. Wenn sie mit ihnen telefoniert – es bereitet ihm ein beschämendes Vergnügen, sie dabei zu belauschen –, schwafeln sie von sich selbst, ihren Kindern und ihren Ehemännern, und sie ermuntert sie die ganze Zeit. Erst am Ende des Gesprächs fragen sie, wie es ihr geht, und legen dann rasch auf. Die Ausnahme ist jemand namens Zeke. Zeke stellt ihr unzählige persönliche Fragen. Er besitzt die ganze Lebendigkeit und weibliche Koketterie, die Miss Porter fehlt. Er ist eindeutig ein alter Freund. Gehen sie abends aus, hakt sie sich bei Zeke ein. Während sie sich unterhalten, sieht sie zum Himmel hoch und lacht. Da ist Liebe zwischen ihnen. Nur nicht die Art, die den Leuten verständlich ist.

Miss Porter hängt wohl keiner Religion an, trägt selten einen Hut und schlüpft oft in bequeme Sandalen, um zu Fuß zur Arbeit zu gehen. Einmal, auf dem Lake Shore Drive, blieb sie mehr als fünf Minuten stehen, um auf den See hinauszustarren. Szydlo musste in den Schatten eines der großen Häuser dort schlüpfen und hoffen, dass niemand herauskam und ihn wegscheuchte. Er war völlig gebannt von ihrem ausladenden Rock, der sich in der Seebrise wie ein Segel blähte. Ihre schwarzen Locken bauschten sich zu einem üppigen Strahlenkranz. Als sie sich umwandte, sah sie aus, als wüsste sie nicht, wo sie war. Was hatte sie in dem Funkeln des Sees entdeckt?

Während sie jetzt mit ihrer Nichte redet, fällt ihm auf, dass sie auf einmal glücklich und entspannt wirkt. Wie sie dem Mädchen zärtlich übers Haar streicht, wie sie sich zu ihr vorbeugt, all das verrät, wie sehr sie dieses zehnjährige Mädchen wertschätzt, das ihr so

verblüffend ähnlich sieht. Wenn Rosalind Porter eine einsame, eiskalte Gestalt ist, dann lässt ihre Liebe zu ihrer Nichte sie warm und gefühlvoll werden.

»Soll ich das Wiener Schnitzel oder den Sauerbraten bestellen?«, flüstert Ava Rosalind zu. Ava ist Stammgast im Berghoff, seit sie zwei Jahre alt war. Kein Kinderteller für sie.

»Hast du das Gefühl, du brauchst eine Umarmung oder ein Kichern?«, fragt Rosalind.

»Was ist was?«

»Die Umarmung ist der Sauerbraten. Das Wiener Schnitzel ist mehr Spaß.«

»Warum hab ich das noch nie gegessen? Wiener Schnitzel. *Wiener Schnitzel!* Sag du es mal.«

Rosalind sagt »Wiener Schnitzel, Wiener Schnitzel, Wiener Schnitzel«, bis sie beide lachen. Die Abende mit Louisa, Henry und Ava sind Fixpunkte in Rosalinds Leben. Louisa ist zwanzig Jahre älter als Rosalind. Nachdem Louisa geboren war, konnte ihre Mutter kein weiteres Kind mehr bekommen. Und dann, in ihrem zweiundvierzigsten Lebensjahr, stellte sie zu ihrem Erstaunen fest, dass sie wieder schwanger war. Sechs Monate nachdem die kleine Rosalind das Licht der Welt erblickt hatte, starb die Mutter an Eierstockkrebs. War es der Krebs, der sie letztendlich wieder fruchtbar gemacht hatte? Oder war es die Schwangerschaft, die den Krebs seinen verhängnisvollen Lauf nehmen ließ? Das Ergebnis war so oder so ein mutterloses Kind, von der großen Schwester Louisa aufgezogen.

Jahr für Jahr wurde Rosalind an jedem einzelnen ihrer Geburtstage die Geschichte ihrer Erziehung aufgetischt. Wie oft hat sie die Erzählung gehört, wie Dr. Porter, nachdem er seine Frau verloren hatte, eine Haushälterin einstellte, damit sie sich um seine Tochter

kümmerte? Wie er eines Winternachmittags nach Hause kam und das Baby schon vom Gehsteig aus wimmern hörte und Rosalind auf dem Boden liegend vorfand, nackt bis auf eine schmutzige Windel. Als er sie hochhob, war ihre Haut eiskalt. Er hatte Leichen obduziert mit Lippen, die weniger blau waren. Und wo war die Haushälterin? Im Esszimmer, besinnungslos unter dem Esszimmertisch, ihr Rock hochgerutscht, unter dem ein rosa Strumpfhalter mit einer Tasche für einen Flachmann hervorschaute. *Und so kam es, dass Louisa dich in ihre Obhut genommen hat.*

Das war die Geschichte, die Rosalind hörte, lange bevor sie ihre Bedeutung verstand. (*Warum lag die Haushälterin auf dem Boden? Was ist ein Flachmann?*) Als sie alt genug war, befragte sie Louisa, ihren Vater und Henry. Jeder von ihnen erzählte ihr den Rest ein wenig anders.

Von ihrem Vater erfuhr sie, dass die Nachbarin ihnen, nachdem die unzuverlässige Haushälterin weggeschickt worden war, ihr Hausmädchen »lieh«, während sie selbst den Sommer über in Michigan war. Aber eine Kinderfrau musste gefunden werden, und zwar schnell. Der Vater lehnte eine Bewerberin nach der anderen ab. Er war sechsundfünfzig Jahre alt und ein gefragter Mann: Er hatte seine Arztpraxis aufgegeben, um als Gerichtsmediziner für Cook County zu arbeiten. Das organisierte Verbrechen war auf dem Vormarsch. Kaum eine Woche verging, in der »Dr. Joe« nicht in der *Tribune* abgebildet war, neben einer aufgedunsenen Leiche stehend, die aus den Tiefen des Chicago River gefischt worden war. Dr. Joe war eine Kapazität! Die Schlagzeilen lauteten: LAUT DR. JOES ANALYSE WURDE O'FLAHERTY AUS DEM OFFENEN FENSTER HERAUS MIT EINEM TOMMY-GEWEHR ERSCHOSSEN!

»Ich war ein gefragter Mann. Wie hätte ich mich denn um ein Baby, ein Mädchen noch dazu, kümmern sollen?«, erklärte ihr Vater ihr. »Und ich war zu dem Schluss gekommen, irgendeine nette Familie, die Empfängnisprobleme hatte, könnte dir ein besseres Leben bieten.«

»Du wolltest mich weggeben?«

»Na ja, es war nur zu deinem Besten – und zu meinem natürlich.«
Sie glaubt nicht, dass sie je über diesen Satz hinweggekommen ist.

Louisa erklärte ihrem Vater: »Wenn du das Baby weggibst, wird Mutter sich im Grab umdrehen.«

»Was soll ich denn sonst tun?«, fragte er. »Estelles Haushälterin läuft mit einem Pamphlet über den theosophischen Mystizismus in ihrer Schürzentasche herum. Von dieser Hilfskraft großgezogen, wird deine Schwester eine Wilde oder, noch schlimmer, eine Demokratin! Ich bin nicht dazu bestimmt, die Verantwortung für ein Baby zu übernehmen. Ich bin ein *Mann!*«

Ein Mann. Männer leisteten wichtige Arbeit. Frauen bildeten das Rückgrat. Das war, was ihre Mutter Louisa beigebracht hatte. Also könnte sie doch dank ihrer hervorragenden Schulnoten gut dafür sorgen, dass die Haushaltskasse am Monatsende stimmte. In ihren freien Augenblicken könnte sie sogar zum Vergnügen ein Buch lesen. Das College kam nie auch nur in Betracht.

Mit einundzwanzig hatte Louisa erreicht, was ihre Mutter einst als den größten Erfolg einer Frau angesehen hatte: einen guten Ehemann an Land zu ziehen. Sie und Henry lebten ein paar Blocks von ihrem Vater entfernt in einem brandneuen Bungalow. Sie freuten sich auf ein paar unbeschwerte, romantische Monate mit Frühstück im Bett, bevor sie eine Familie gründen wollten. Es war Ende 1920. Der Krieg war vorbei. Frauen durften wählen, zeigten ihre Fesseln. Sie und Henry planten eine Fahrradtour in Wisconsin. Sie redeten sogar darüber, mit dem Zug nach New York City und dann auf einem Dampfer nach Paris zu fahren. »Wir waren verliebt. Wir wollten erst einmal ein Paar sein. Keine Familie. Ich wollte ein hübsches Mädchen mit einem Mann an meinem Arm sein«, erzählte Louisa Rosalind Jahre später, noch immer verbittert, wie es schien.

Denn anstatt ihre kleine Schwester den Theosophen zu überlassen, brachten Louisa und Henry Rosalinds Gitterbettchen und Hochstuhl

zu sich nach Hause und stellten sich auf schlaflose Nächte ein. Wie alle verlassenen Babys war Rosalind bedürftig. »Du hast jedes Mal deine Finger in meinen Arm gekrallt, wenn ich versucht habe, dich abzulegen. Wie ein Affenbaby«, sagte Louisa gern.

Bei der Beschreibung windet sich Rosalind noch immer.

Henrys Sichtweise war stets freundlicher gewesen. »Du warst etwas ganz Besonderes! Was für ein Geschenk! Du hast mit neun Monaten gesprochen. Bis hundert gezählt, als du eineinhalb warst. Und dein erstes Wort war ›warum‹. ›Warum meinen Löffel wegnehmen?‹ ›Warum schlafen?‹ ›Warum?‹ Mit zweieinhalb, als eines Tages die Milch auf dem Tablett deines Hochstuhls überschwappte und auf den Boden tropfte, hast du gefragt: ›Warum Kreis?‹« Henry erzählte ihr, er sei vom Frühstückstisch aufgestanden, um zu sehen, wohin sie zeigte, und hätte festgestellt, dass jeder Tropfen einen genau gleichförmig ausstrahlenden Ring in der bereits angesammelten Milch bildete.

»Gute Frage«, sagte er zu ihr. »Na ja, ich würde sagen, jeder Tropfen Milch ist rund. Das heißt, wenn er auf die bereits verschüttete Milch trifft, erzeugt er einen runden Abdruck. Einen Kreis.«

Henry fuhr fort, ihr zu erklären, was er über Oberflächenspannung wusste. Wie sich Moleküle aus allen Richtungen miteinander verbanden, sodass jeder Tropfen eine Kugel bildete. Er zeichnete ihr sogar ein Diagramm.

»Das ist doch albern. Das kann sie unmöglich verstehen«, beschwerte sich Louisa.

Aber wenn er Rosalind ins Bett gesteckt hatte und die Jalousie herunterziehen wollte, zeigte sie zum Vollmond. »Warum ist der Mond ein Kreis? Ist der Mond Moleküle?«

»Der Mond?«, fragte er. »Ja.«

»Alle zusammen Moleküle? Aus allen Richtungen?« Sie bewegte die Hände, um es zu demonstrieren. Er sah lächelnd zu dem Gestirn am Himmel hoch. »Und das war der Moment, Kleine, in dem ich wusste, dass du Wissenschaftlerin werden würdest.«

»Ich überlege, ob ich nicht versuchen sollte, wieder eine Stelle in der Wissenschaft zu finden«, wagt Rosalind sich jetzt leise vor. Sie sieht jeden am Tisch an, wendet sich aber hauptsächlich an Henry. Ihre Liebe zur Wissenschaft hat etwas Beängstigendes für sie selbst – es ist eine Liebe, von der sie sich abgewandt hat.

»Gut so«, sagt Henry. »Gut so.«

»Ich vermisse es«, sagt sie.

»Alles andere wäre seltsam.«

»Ich versuche, zu Vorträgen zu gehen. Ich bekomme noch immer das *Journal of Applied Physics* und das *American Journal of Physics*. Ich versuche zu lesen, was ich kann.«

Louisas Nasenflügel blähen sich. »Jetzt, wo die ganzen GIs wieder da sind, meinst du wirklich, eine Stelle in der Wissenschaft würde einer Frau offenstehen?«

Rosalind macht den Mund auf und wieder zu.

»Du bist etwas Besonderes«, sagt Henry. »Du kannst das, genau wie du es früher gekonnt hast.«

»Du *kannst* es, Rozzie!«, bekräftigt Ava. Aber Rosalind wird bewusst, dass Louisa recht hat: Wer wird sie schon einstellen, vor allem nach Weavers Bericht?

Henry streckt einen Arm über den Tisch aus und drückt ihre Hand. »Das ist deine Bestimmung. Du musst nur wieder daran glauben.«

Während Ava voller Begeisterung ihr Wiener Schnitzel isst und Louisa sich über ihre grässlichen neuen Nachbarn und ihre Angst vor dem Kommunismus auslässt, furcht Rosalind die Stirn, sie schüttelt den Kopf und sieht sich um. Sie wünschte, sie könnte sich von diesem flauen Gefühl ablenken, das in ihr rumort – dem Gefühl, dass sie nie wieder glücklich sein wird. Im Berghoff wimmelt es von Familien. Liebespaaren. Alle anderen scheinen eine schöne Zeit zu haben. Und dann entdeckt Rosalind an einem Tisch an der Wand, nahe der Bar,

den Mann. Selbst im Sitzen ist er größer als alle anderen um ihn herum. Sie bemerkt seinen Bürstenschnitt, seine gleichmäßigen Züge, die Tatsache, dass sein Tisch für eine Person gedeckt ist. Warum geht dieser gut aussehende Mann allein zum Dinner? Und dann, obwohl die Bar ihr die Sicht halb versperrt, bemerkt sie, wie er sich das Handgelenk an die Rippen presst. Ihr Mund ist auf einmal wie ausgedörrt. *Er ist es*. Sie ist sich ganz sicher. Der Mann, der ihr gestern nach Hause gefolgt ist. Er sieht auf, und ihre Blicke treffen sich. Sie kann durch den halben Raum hinweg erkennen, dass seine Augen blau sind. Ein absolut außergewöhnliches, metallisches Blau. Sie verliert den Faden des Gesprächs mit ihrer Schwester. Ist er ein Verehrer oder ein Verrückter? Ein Schauer durchläuft sie.

»Bist du taub, Roz?«, fragt Louisa. »Ich habe dich eben gefragt, in welchen Vorort Jane Ann gezogen ist?«

»Oh ... entschuldige ... Glenview.«

»Richtig. Glenview. Das ist der, den ich mir für uns ansehen wollte.«

»Wir ziehen *nicht* in einen Vorort«, erklärt Henry entschieden. »Geht es dir gut, Roz? Du bist ja auf einmal ganz blass.«

»Schon gut. Entschuldige. Ich war in Gedanken woanders.« Viele Männer wurden im Krieg verwundet. Vermutlich ist es gar nicht derselbe Mann. Trotzdem, ihr Herz hämmert. Sie legt Ava einen Arm um die Schultern.

»Und, wie viel Spaß hat dieses Wiener Schnitzel gemacht?« Sie presst die Worte durch die Enge in ihrer Kehle hervor.

»So viel Spaß! Das ist jetzt mein Lieblingsessen.« Als Rosalind den Blick hebt, sieht sie, wie die azurblauen Augen des Mannes von ihrem Gesicht huschen, so plötzlich, wie Finger von einer heißen Herdplatte gerissen werden.

3

In der darauffolgenden Woche entdeckt Rosalind ihn, als er durch den Regen sprintet, um ihren Bus an der nächsten Haltestelle zu erreichen. Triefend nass steigt er ein, ohne ihren Blick zur Kenntnis zu nehmen. Später spürt sie, wie er sie beobachtet, und ihre Haut beginnt zu kribbeln. Was will er von ihr? Zwei Tage später bemerkt sie ihn bei Janice' Parfümangeboten, kurz vor Ladenschluss. Er schiebt Flakons hin und her, als würde er sie begutachten. Aber als Janice ihn fragt, ob sie ihm behilflich sein kann, schüttelt er den Kopf und geht. Rosalind wird immer beklommener zumute. Warum ist dieser Mann ständig da? Sie überlegt, ob sie die Polizei verständigen soll, aber er hat nichts Unrechtes getan. Wenn er ihr auf der Straße nahe kommen sollte, denkt sie, kann sie ja schreien.

Zeke, der eine Freund, der sie liebt, egal was sie ihm über sich anvertraut, hat begonnen, ihn den »Schattenmann« zu nennen. Unzertrennlich seit ihrer Jugend, sind sie und Zeke der größte Bewunderer des jeweils anderen und sehen sich oft. Die Tatsache, dass er sie nie so lieben kann, wie ein Mann eine Frau liebt, ist eine traurige Wahrheit, die sie irgendwie noch enger zusammenschweißt. »Ich will eine peinlich genaue Beschreibung dieses Burschen, Bunny. Jedes Einzelne. Detail«, erklärt Zeke.

»Na ja, er ist attraktiv, auf eine irgendwie grüblerische Art. Unheimlich groß. Strahlend blaue Augen. Sein Haar ist kurz, blond. Er bewegt sich wie ein Athlet. Ich verstehe nicht, warum so einer mir folgen sollte.«

»Du weißt, ich liebe Rätsel.« Er räuspert sich. »Okay, zwei Möglichkeiten. Er findet dich attraktiv, oder du stehst auf seiner

Abschussliste.«

»Würde ein Mann einer Frau denn so hartnäckig folgen, wenn er sie einfach nur *mag*?«, fragt sie.

»Du siehst gut aus«, sagt Zeke.

»Ich glaube nicht, dass er mir aus einem *guten* Grund folgt.«

»Vielleicht ist der arme Kerl in Liebe entbrannt und zu schüchtern, um dich anzusprechen. Selbst gut aussehende Männer können schüchtern sein, weißt du.«

Sie seufzt. »Ich würde sagen, die Chancen dafür stehen ungefähr bei zwölf Prozent – und bei achtundachtzig Prozent dafür, dass da irgendetwas Unheilvolles im Gange ist. Aber trotzdem danke, dass du versucht hast, mich aufzumuntern.«

Später, allein, als sie über den Mann nachdenkt, wird sie ganz zittrig und muss sich einen kräftigen Schluck Chianti aus einer halb geleerten Flasche einschenken, die Zeke ihr vor über einem Jahr mitgebracht hat. Als sie 1947 ihren Job verlor, fing sie an, ein bisschen zu trinken, und dann noch ein bisschen mehr, in dem Versuch, ihre Einsamkeit zu bekämpfen und die Ratlosigkeit angesichts der Frage, wie es mit ihrem Leben weitergehen sollte. Was so wehtat, war nicht nur der Verlust von Weaver; es war der Verlust ihrer selbst als Wissenschaftlerin. Eben waren sie und ihre Physikerkollegen noch dabei, gemeinsam unentdecktes Terrain zu durchqueren. *Niemand* hatte je die andere Seite erreicht, und sie konnten sie *sehen*, konnten sie praktisch schon berühren. Rosalinds Ideen erleichterten es ihnen, das Unmögliche möglich zu machen. Und dann: *Ende*. Sie wurde von der Party ausgeschlossen, wurde geschnitten. Kein Weaver. Keine Wissenschaft. Das Vergessen im Alkohol schien ihre letzte Zuflucht zu sein. Doch sie fügte sich Schaden zu. Morgens wachte sie benommen auf. Ihr Gedächtnis – das Fermi einst fotografisch genannt hatte – war beeinträchtigt. Sie konnte keine komplexen Zahlen mehr im Kopf multiplizieren oder sich die eintausend Details gewöhnlicher Momente in Erinnerung rufen, wie sie es früher gekonnt hatte. Einmal wachte

sie auf dem Boden liegend auf. Genau wie die berüchtigte Haushälterin ihres Vaters mit dem Flachmann in der Hand.

Um sich zu retten, wandte sie die Wissenschaft an. Sie rechnete aus, wie lange es dauerte, den Alkohol vollständig auszuscheiden. Sie studierte, wie Alkohol im Körper umgewandelt wird, seine Auswirkungen auf die Leber. Seine langfristigen Folgen. Die Mathematik der Nüchternheit, sagte sie sich. Sie ging auf kalten Entzug. Jeden Abend versuchte sie, immer größere Zahlen im Kopf zu multiplizieren. Sie betrachtete Fotografien und testete, an wie viele Details sie sich später erinnern konnte. Sie stellte Berechnungen an. Sie führte Tabellen. Und sie behielt Zekes Flasche mit Chianti, um sich vor Augen zu halten, dass sie die Macht über ihr Verlangen hatte, sich vor dem Schmerz zu verkriechen. Sie hätte die Flasche wegwerfen sollen, denkt sie jetzt. Es ist lange her, seit sie zuletzt einen Tropfen Alkohol angerührt hat. Und dieser Wein ist mit Sicherheit gekippt. Schwarze Rückstände sinken auf den Boden ihres Glases. Aber bei dem Gedanken an diesen hochgewachsenen Mann mit den blauen Augen, dessen Interesse an ihr so überwältigend zu sein scheint, kippt sie ihn hinunter, mit Sedimenten und allem.

Am Freitag, als sie vom Zahnarzt kommt, entdeckt sie ihren Verfolger an der Bushaltestelle auf der anderen Straßenseite, wo er stirnrunzelnd Zeitung liest. Es ist Zeit, dieser Sache ein Ende zu setzen. Das Herz schlägt ihr bis zum Hals, und ihre Hände sind zu Fäusten geballt, als sie auf ihn zutritt. Er sieht erschrocken auf.

»Warum verfolgen Sie mich?«, fragt sie. Sie sind umgeben von Hunderten von Leuten. Trotzdem hämmert ihr Herz.

Sonnenfältchen umrahmen seine strahlenden, kornblumenblauen Augen. Lange blonde Wimpern und die plötzliche Röte seiner Wangen verleihen ihm eine gewisse Verletzlichkeit. Sie versucht, sich darauf zu konzentrieren.

»Miss Porter, ja, kann ich Sie auf eine Tasse Kaffee einladen?«

Großer Gott. Er weiß ihren Namen.

»Ich muss zurück zur Arbeit.«

»Wenn Sie sich den Zahn hätten ziehen lassen, hätten Sie sich auch verspätet.« Er zeigt auf das Gebäude, aus dem sie eben gekommen ist.

»Ihre Vorgesetzte wird nicht dahinterkommen.«

»Woher wissen Sie, wo ich war? Wer *sind* Sie?«

»Nur auf einen Kaffee.« Er nickt in Richtung des Neonschildes auf der anderen Straßenseite. WINDY CITY DONUTS. Darin sitzen jede Menge Leute.

»Wie kommen Sie darauf, dass ich mit Ihnen Kaffee trinke? Ich will, dass Sie aufhören, mich zu verfolgen. Oder muss ich erst die Polizei rufen?«

Er holt tief Luft und greift mit einem gequälten Lächeln in sein Jackett. Er zückt eine abgegriffene Brieftasche und zeigt ihr eine Messing-Dienstmarke und einen Ausweis. »Mein Name ist Charles Szydlo.« Seine Stimme ist sanft und vorsichtig. »FBI.«

Sie ist so verblüfft, dass sie einen Moment braucht, bevor sie hervorstoßen kann: »Sie machen Witze.«

Er schüttelt den Kopf.

»Was könnten Sie denn von *mir* wollen?«

»Kommen Sie und setzen Sie sich für ein paar Minuten mit mir«, sagt er, während er noch einmal in Richtung des Cafés nickt. »Ich werde es Ihnen erklären.«

Sie zögert, dann nickt sie. Ein FBI-Agent. Die Unwahrscheinlichkeit dieser Tatsache verblüfft sie. Als sie an der Ecke die Straße überqueren, versucht sie, ein Gefühl für ihn zu entwickeln. Aufrecht, einzeln. Ein ehemaliger Soldat wahrscheinlich. Vor dem Krieg wird er ein anderer Mann gewesen sein. Die Fältchen um seine Augen verraten ihr, dass er früher einmal viel gelächelt hat. Jetzt lächelt er überhaupt nicht. Er zeigt durch das Schaufenster auf eine Kuchenplatte mit Donuts. »Ich nehme einen von denen. Sie auch?«

Sie zuckt die Schultern. »Ja, gut.«

Beim Bezahlen drinnen hält er seine Briefftasche mit derselben Hand, mit der er auch das Geld herausnimmt. Seine Finger sind lang und schlank. Seine andere Hand, bemerkt Rosalind, ist mit einem Spinnennetz aus Narben und verdickter Haut überzogen. Sie hat unwillkürlich Mitleid mit ihm wegen seiner Verletzung. Sie verspürt den Drang, die Hand auszustrecken und die wulstigen Striemen zu berühren.

Bei dem Tisch am vorderen Fenster angelangt, zeigt er auf die Sitzbank, sagt: »Miss Porter«, und bedeutet ihr, Platz zu nehmen. Ein Schauer durchläuft sie, als sie ihren Namen wieder aus seinem Munde hört. Ist er hier, um sie wegen irgendetwas zu beschuldigen? Sie spürt das Schlagen ihres Herzens in der Kehle.

Er rutscht ihr gegenüber in die Sitznische, nimmt den Hut ab und legt ihn neben sich. »Nun, Sie warten auf eine Erklärung ...«

Eine Bedienung kommt, bevor er noch mehr sagen kann, stellt zwei weiße Becher auf den Tisch und beginnt, Rosalind einzuschenken.

»Keinen Kaffee für mich«, sagt sie.

»Aber irgendetwas wollen Sie doch sicher trinken?«, fragt er. »Einen Tee vielleicht?«

Sie nickt.

»Bitte bringen Sie der Dame Tee.«

»Wollen Sie den Kaffee, den ich eben eingeschenkt habe?«, fragt ihn die Bedienung.

Er zieht den Becher schweigend zu sich heran, öffnet die Tüte mit einer Hand, dann zieht er eine Papierserviette aus dem silbernen Ständer und legt einen der mit Schokolade überzogenen Donuts aus der Tüte vor Rosalind hin.

»Ehrlich gesagt bin ich selbst kein großer Kaffeetrinker. Dachte nur, zu Donuts braucht man welchen.« Er nimmt einen Bissen. »Die sind gut. Sie sollten Ihnen kosten.« Sie kann sehen, dass der Mann sich bemüht, sich freundlich zu geben, ungezwungen.

»Warum bin ich hier?«, fragt sie.

Er beugt sich vor, starrt sie einen Moment an, bevor er das Wort ergreift. »Sie haben mit Fermi am Manhattan-Projekt gearbeitet, richtig?«

Jahrelang wurde sie angewiesen, *nie* ein Wort über ihre Arbeit zu verlieren. Nur zu sagen, dass sie einen Job im Metallurgischen Labor hatte. Was die Reisen nach Oak Ridge und Hanford und Los Alamos betraf – oh, Gott, diese endlosen Wüstennächte im Bett mit Weaver –, da hatte sie ihrer Familie immer gesagt, sie fahre für ein paar Tage mit Freundinnen weg. Und jetzt sitzt sie hier Mr. FBI gegenüber und sagt lieber erst mal nichts. Sie beobachtet, wie er seine versehrte Hand verbirgt. Egal, wie lange es her ist, seit sie ihren Job verloren hat, sie beschützt das Projekt noch immer.

Er starrt sie mit diesen wasserblauen Augen an. »Erzählen Sie mir von Ihrer Beziehung zu Thomas Weaver«, fordert er sie auf.

»Weaver?«, fragt sie. »Warum?«

»Er interessiert uns.«

»Na ja, mich interessiert er nicht mehr. Ich will nichts mehr mit ihm zu tun haben. Und ich will mit Sicherheit nicht über unsere ›Beziehung‹, wie Sie es nennen, sprechen.«

Szydlo lehnt sich nur zurück und schüttelt den Kopf. »Auf den Mund gefallen sind Sie schon mal nicht«, sagt er.

»Freut mich, dass ich Sie amüsiere.«

Er nimmt einen Schluck Kaffee. »Ich möchte wetten, Sie schüchtern viele Männer ein. Eine Kernphysikerin.«

»Nicht mehr.« Sie sieht ihn stirnrunzelnd an. »Ich verkaufe Schmuck.« Selbst nach dreieinhalb Jahren verspürt sie noch immer ein ironisches Kribbeln dabei, die Worte laut auszusprechen.

»Waren Sie überrascht, als Weaver angefangen hat, Sie wieder anzurufen?«

»Woher ... Woher wissen Sie, dass er angerufen hat?«

»Ich weiß, dass Sie Nein gesagt haben. Sie haben ihn nicht trotzdem getroffen?«

»Ich will nichts mehr mit ihm zu tun haben. Ich habe ihm gesagt, er soll mich in Ruhe lassen.«

»Um genau zu sein, haben Sie ihm gesagt ...« Er zückt ein kleines Notizbuch aus seiner Brusttasche. »Halt dich aus meinem Leben raus.« Er sieht bedeutungsvoll auf.

»Ich ... Woher ...?«

»Wir haben Ihr Telefon angezapft.«

Sie braucht einen Moment, um diesen Brocken zu schlucken. Vorgestern hat sie sich bei ihrer Freundin Marie über ihre Menstruationskrämpfe beklagt. Hitze kriecht ihren Nacken hoch.

»Es tut mir leid, dass wir Ihre Privatsphäre verletzen mussten«, fährt er fort. »Wir hatten natürlich einen Gerichtsbeschluss.«

»Ich habe nichts Unrechtes getan.«

»Wir sind ja auch nicht hinter Ihnen her.«

»Und doch verfolgen Sie mich. Sie sind übrigens nicht sehr gut darin. Ich habe Sie öfter bemerkt, als ich zählen kann.«

»Wie hat Ihr Freund mich genannt? Den Schattenmann? Es ist schwer, jemanden zu beschatten, wenn man zwei Meter groß ist.«

Rosalind erinnert sich, wie sie zu Zeke gesagt hat, der Schattenmann sei bedrohlich, aber attraktiv, und ein Schauer durchläuft sie. *Sie hatte ihn im Detail beschrieben. Diese Augen!*

»Ich musste nur sichergehen, dass Sie nicht einer von Weavers Kontakten sind, bevor ich Sie anspreche.«

»Kontakte? Was soll das denn heißen?«

»Ich weiß, dass Sie zu Mr. Weaver gesagt haben, dass Sie ihn nicht treffen wollen. Wir – das FBI – hätten gern, dass Sie Ihre Meinung ändern.«

»Augenblick. Ich bin verwirrt.«

Die Bedienung bringt ihr einen Becher heißes Wasser, sagt: »Fast hätte ich's vergessen«, zieht einen Teebeutel aus ihrer Schürzentasche, reißt die Verpackung herunter und wirft den Teebeutel in den Becher, bevor sie davonschlurft.

»Wir wollen, dass Sie diese Nummer anrufen, die er Ihnen gegeben hat. Dass Sie anfangen, ihn wieder zu treffen.«

»Warum?«

»Weil er Sie wieder in seinem Leben haben will. Und wir müssen wissen, was er im Schilde führt. Erinnern Sie sich an die Nummer, die er Ihnen gegeben hat?«

»Hyde Park 3-5806.«

Er sieht sie bewundernd an.

»Was will das FBI von Weaver?«

»Wir glauben, dass er in ein paar unschöne Dinge verstrickt ist. Sie haben ja bereits gesehen, wie erbärmlich schlecht ich darin bin, andere Leute zu beschatten. Helfen Sie mir aus, dann erzähle ich Ihnen mehr.« Er schenkt ihr ein schiefes Grinsen. *Also kann er doch lächeln.* Er ist noch mal attraktiver, als sich sein Gesicht aufhellt, auch wenn es nur ein Aufflackern ist. »Sie standen sich einmal sehr nahe«, sagt er auffordernd.

»Genau das habe ich in letzter Zeit zu vermeiden versucht.«

Er nickt. »Ich weiß, dass es nicht gut geendet hat.«

Sie ist konzentriert mit ihrem Teebeutel beschäftigt, taucht ihn immer wieder ins Wasser. Nicht gut geendet? Weaver hat sie von allem getrennt, was in ihrem Leben wichtig war.

»Was, glauben Sie, hat er getan?«

»Oder wird er vielleicht noch tun«, ergänzt er.

»Etwas so Schlimmes, dass Sie diesen ganzen Aufwand betreiben?«

Er nickt ernst.

»Könnten Sie ihn nicht einfach festnehmen und dann an den Zehen aufhängen oder was immer Ihre Leute zu tun pflegen?«

»Wir wollen Weaver noch nicht festnehmen. Wir wollen, dass er seine Kontakte preisgibt, und ihn dann auf frischer Tat ertappen.«

»Auf frischer Tat, wobei?«

Als sie den Blick hebt, sieht sie, dass Szydlo sie mit zusammengekniffenen Augen mustert, ihre Vertrauenswürdigkeit